

des Zentralbaus: Verschiebt man letzteren soweit nach Osten, daß die Basis des eingeschriebenen Dreiecks entsprechend ihrer Bezugslinie dem Querschiff anliegt (gestrichelte Version des Mittelkreises in *Abb. 4a* bzw. Position in *4b*), umfängt er Chorhaupt und Querarm der Kapelle und mit seinem Spiegelbild auch das Westende des Langhauses. Sein Mittelpunkt liegt — ein weiterer symbolischer Bezug, der kein Zufall sein kann — genau im Zentrum eines Oculus im Boden der Vierung; diese Öffnung verbindet als eine Art „Confessio“ das Obergeschoß der Kapelle mit dem darunterliegenden Stiftergrab in der Krypta.

Es sei hier nur angedeutet, daß die rechnerische Analyse digital gespeicherter Bilder auch für andere Verfahren als die hier behandelte Proportionsanalyse eingesetzt werden kann, z. B. für statische Berechnungen, rechnergesteuerte Umzeichnungen von Plänen (z. B. für isometrische Darstellungen) und weitere graphische Strukturanalysen (auch in der Malerei und bildenden Kunst).

Wolfgang Wiemer (mit Unterstützung durch Jürgen Heuser,
Manfred Schmidtman und Stefan Dylka)

Veröffentlichungen: W. Wiemer: Die Geometrie des Ebracher Kirchenplans — Ergebnisse einer Computeranalyse. *Kunstchronik* 35 (11), 1982, S. 422—443. — E. Schildheuer: Vermessungstechnische Aufnahme und Konstruktionsanalyse des Baubestandes der Abteikirche Ebrach. In: *Festschrift Abteikirche Ebrach 1200—1285* (Hrsg. W. Wiemer u. G. Zimmermann); Ebrach 1985, S. 59—87. — L. Heusinger u. F. Hampe: Demonstration Workstation illustrierte Datenbank. In: *Cologne Computer Conference 1988*, Volume of Abstracts, S. F-25. — W. Wiemer: Studienmodell Physiologie — Multimedia Database Information And Communication System For The Teaching of Medicine. In: *Internat. Symposium of Medical Informatics and Education* (R. Salamon, D. Protti, J. Moehr, Eds.). University of Victoria, B. C., Canada, 1989, S. 477—480.

Rezensionen

Neue Literatur über die Abteikirche von Saint-Denis

SUMNER McKNIGHT CROSBY, *The Royal Abbey of Saint-Denis from Its Beginnings to the Death of Suger, 475—1151*. Hg. und vollendet von PAMELA Z. BLUM. 525 S., mit 123 Abb., 4 Plänen (Set von 20 Plänen separat erhältlich), New Haven und London, Yale University Press 1987 (Yale Publications in the History of Art, 37). £ 45.00. — *Abbot Suger and Saint-Denis*. A Symposium, hg. von PAULA L. GERSON, 304 S., zahlreiche Abb., New York, The Metropolitan Museum 1986. — CAROLINE A. BRUZELIUS, *The 13th-Century Church at Saint-Denis*. 223 S., 76 Abb., 34 Pläne und Zeichnungen, New Haven und London, Yale University Press 1985 (Yale Publications in the History of Art, 33). — JAN VAN DER MEULEN UND ANDREAS SPEER, *Die fränkische Königsabtei Saint-Denis — Ostanlage und Kultgeschichte*. 340 S., 1 Skizze, 1 Stemma, 52 Abb., 8 z. T. farb. Pläne und 1 Faltpplan, Darmstadt, Wiss. Buchges. 1988. 65,— DM.

Die Abtei Saint-Denis bei Paris war als Königsgrablege der sakrale Mittelpunkt der französischen Monarchie. Im 12./13. Jh. war der Abtei die offizielle Geschichtsschreibung anvertraut. Gerade in der entscheidenden Zeit vom Ausbrechen der Könige aus der Machtlosigkeit des 11. Jh. bis zu ihrer europäischen Hegemonie unter dem hl. Ludwig erhielt Saint-Denis Äbte von außerordentlichem Rang: so Suger, Eudes Clément oder Mathieu de Vendôme. Nicht zufällig war jeder von ihnen ein großer Bauherr. Sie waren (so Félibien) Baumeister wie die Hohepriester des Alten Testaments; aber sie bauten im Sinne des Königs, wenn nicht in seinem Auftrag.

Wer die Architektur der Abtei während der Glanzzeit der Kapetinger studiert, befindet sich immer im Brennpunkt damaliger Baukunst. Doch führte diese historische Begründung selten zur Beschäftigung mit diesen Bauten. Im Vordergrund stand die Frage, ob die Gotik mit Sugers Neubau beginne oder nicht. Folglich trat der architekturgeschichtlich ebenso beachtliche Neubau des 13. Jh. zurück — paradoxerweise auch Sugers Bau selbst: es ging nie eigentlich um ihn, sondern um übergeordnete Stilfragen; Saint-Denis war mehr Anlaß zur Diskussion als Gegenstand der Forschung. Deshalb gibt es keine korrekte Befundunsicherung (außer für Teile der Bauskulptur von Paula L. Gerson s. u.) und — auch nach den unten besprochenen Werken — keine wirklich genaue Baugeschichte. Saint-Denis könnte nach der Menge der erhaltenen Farbspuren ein ergiebiges Studienobjekt zur Architekturfassung des Mittelalters sein. Dringend ist eine Geschichte der Restaurierungen; es gibt keinen für die Wechsel des Selbstverständnisses der französischen Nation in den letzten Jahrhunderten aufschlußreicheren Bau — und keinen, zu dem so viel Material in den Archives de la Commission des Monuments Historiques und andernorts liegt. Bedeutungs- und liturgiegeschichtlich ist noch alles zu tun. Auch die Schriftquellen sind nicht so ediert, wie zu wünschen wäre. Kurz, man würde bei einem Gegenstand von so überragender Bedeutung ein dichteres wissenschaftliches Netz erwarten — daß die Bibliographie zu Saint-Denis einen kleinen Band füllen könnte, steht dazu nur scheinbar im Widerspruch.

Wer über diese Forschungslage spricht, muß den Stilbegriff und seine 'Auswirkungen' einbeziehen, ebenso das Bewußtsein des Faches von sich selbst und seiner Wissenschaftsgeschichte. Da ich andernorts diesen Punkt abgehandelt habe (Die Unbrauchbarkeit der gängigen Stilbegriffe und Entwicklungsvorstellungen. Am Beispiel der französischen gotischen Architektur des 12. und 13. Jh., in: Akten des Koll. *Evolution und Revolution in der Kunst. Theoretische und methodologische Aspekte der Kunstgeschichtsschreibung, insbesondere der Periodisierung*, Jena 1986, Fundus-Taschenbücher, Dresden 1989, im Druck), beschränke ich mich auf Andeutungen: Die Stilbegriffe als Epochenbegriffe sind eine unserem Fach eigene, problematische, aber in der Öffentlichkeit gerne aufgegriffene Geschichtskonstruktion. Um deren Gültigkeit zu erweisen, war möglichst genau der Beginn des jeweiligen Stils zu ermitteln. Wie man nun aber etwa mit Leonardo da Vincis Abendmahl die sog. Hochrenaissance einsetzen ließ, so die Gotik mit Saint-Denis, zumal die sog. Frühgotik, da ja für den Beginn der 'Hochgotik' die Chartreser Kathedrale erhalten mußte. Früh wurde dem widersprochen, zunächst von einem Stilhistoriker: Für Ernst Gall war die 'Frühgotik' der 'malerische Spätstil' der französischen Architektur, für Erich Kubach die 'Spätromanik der Ile-de-France'. Anne Prache hat den Bau in ihren Band der *Ile-de-France Romane* aufge-

nommen. Eine Einigung kam nicht zustande; dazu waren die Begründungen zu schwach — letztlich haben sie denselben Denkfehler.

Otto von Simson gab in seinem bekannten Buch der Theorie vom Angang der Gotik in Saint-Denis eine andere Variante: Er ging aus von den Texten Sugers und dem Kult des hl. Dionys, der seit dem karolingischen Abt Hilduin mit dem Apostelschüler Dionys dem Areopagiten und folglich auch mit dem für das Mittelalter so bedeutungsvollen, wohl syrischen Theologen des 6. Jh., dem sog. Pseudo-Dionysios Areopagita identifiziert wurde. Für v. Simson war klar, daß die Gotik ein Ergebnis vertiefter Rezeption der dionysischen Lichtmystik, ja ohne diese gar nicht denkbar sei. Sein Ansatz wurde übersteigert von Walter Wulf, der (*Die Kapitellplastik des Sugerbaus von Saint-Denis*, Frankfurt/M. etc. 1978) Suger zum eigentlichen Erfinder der neuen Kunst macht.

Demgegenüber zeigt Dethard v. Winterfelds Aufsatz: Gedanken zu Sugers Bau in Saint-Denis, in: *Festschr. Martin Gosebruch*, München 1984, 92 ff., wohlthuende Nüchternheit und eine schätzenswerte Unbefangenheit gegenüber tradierten Ritualen. In dem zusammen mit Dieter Kimpel geschriebenen Buch (*Die gotische Architektur in Frankreich 1130—1270*, München 1985, S. 65 ff.) habe ich versucht, die politischen, ökonomischen und organisatorischen Aussagen im 1. Teil von Sugers Rechenschaftsbericht einzubeziehen und die Perspektiven zu erweitern.

Zu erwähnen sind auch Untersuchungen zeitgenössischer Bauten, bei denen (z. T. indirekt) die These von der Entstehung der Gotik aus Sugers Neubau angegriffen wurde; zu nennen sind die Studien von Jacques Henriët (La cathédrale Saint-Etienne de Sens: le parti du premier maître et les campagnes du XIIe s., in: *Bull. Mon.* 140, 1982, 81 ff. und: Un édifice de la première génération gothique: L'abbatiale de Saint-Germer-de-Fly, in: *Bull. Mon.* 143, 1985, 93 ff.). Daneben gibt es Versuche, die Priorität für einen anderen Bau zu beweisen, so von einem Schüler Jan van der Meulens, Thomas Polk (*Saint-Denis, Noyon and the Early Gothic Choir*, Frankfurt/M. etc. 1982).

Bringt die Fülle der neu erschienenen Literatur zum Thema eine Klärung der alten Streitfragen?

Dem Anschein nach ist Amerika von den ideologisch geprägten Meinungskämpfen des alten Europa verschont geblieben. Es ist erstaunlich, wie weit sich *Sumner McKnight Crosby*, durch den die Forschung über Saint-Denis in den USA geprägt ist, von seinen Lehrern Marcel Aubert und Henri Focillon entfernt hat. Er ist zum Archäologen geworden, zum Bauforscher, z. T. auch zum Historiker, hat vor Jahrzehnten schon eine methodische Breite gewonnen, die Kunsthistoriker erst heute wieder anstreben. Andererseits fragt man sich, wie man eine Hochschullaufbahn mit immer demselben Thema bestreiten konnte: Saint-Denis war Gegenstand seiner Dissertation, und Crosby hat eigentlich nie über etwas anderes gearbeitet. Der Autor hatte freilich mit vielen, kraft- und zeitraubenden Schwierigkeiten zu kämpfen: der Unterbrechung des 2. Weltkriegs, dem Ausgrabungsverbot seit 1948, der Fernhaltung von den Grabungsergebnissen durch Formigé. Doch kann sich auch der wohlwollende Leser nicht verhehlen, daß Crosby neben 'seinem' Bau zu wenig kennt, wodurch von vorneherein Fehleinschätzung drohte. Seine erste Arbeit von 1942 (*The Abbey of St.-Denis, 475—1122*, I, New Haven 1942) ist aus dem Umgang mit dem Objekt geschrieben, das Buch von 1953 (*L'Abbaye Royale*

de Saint-Denis, Paris) eher ein Resumé seiner Kenntnisse und Anschauungen zum gesamten Bau. Eine kürzere Zusammenfassung schrieb er 1981 (*The Royal Abbey of Saint-Denis in the Time of Abbot Suger [1122—1151]*, Ausst.-Kat. New York, Metropolitan Mus. 1981, S. 13 ff.). Bei dem vorliegenden posthumen Werk mußte die Herausgeberin Pamela Z. Blum viele Eingriffe und Ergänzungen vornehmen, so daß sie auch als Vollenderin anzusehen ist. Das Ganze ist ein Akt der Pietät gegenüber einem der Ziehväter der Mittelalter-Kunstgeschichte in den USA. Mit dem Erstlingswerk von 1942 ist es nirgends identisch, so daß man auf dessen Lektüre weiterhin nicht verzichten kann.

Der 1. Teil ist der Zeit von 475—1122 und in chronologisch angeordneten Unterabschnitten jeweils einem der Vorgängerbauten gewidmet. Im wesentlichen ist er eine Resümierung der eigenen und eine Kritik von Formigés Ausgrabungen. Eine archäologische Diskussion müßte von berufenerer Seite erfolgen. Mir ist jedenfalls nichts aufgefallen, was Bedenken wecken könnte, außer daß es staunen läßt, wie offen Crosby (S. 323 und 350) zugibt, ohne jede wirkliche Erfahrung ausgegraben und deshalb schwere Fehler gemacht zu haben. Mir fehlt in diesen Abschnitten jede historische Einordnung, etwa die des karolingischen Kirchenbaus in das recht dichte Netz unserer Kenntnisse über die Architektur dieser Zeit; auf Bezüge etwa zur ravnennatischen Kunst (so die Basen S. 70 ff.) wird nicht eingegangen.

Allerdings formuliert Crosby S. 130 seine Ablehnung gegen Stilkritik überhaupt: "I have tried to avoid the temptation to label certain characteristics as stylistic criteria, because style is essentially a subjective concept open to individual interpretations", was ihn nicht hindert, immer wieder stilgeschichtliche Aussagen zu machen, die dann allerdings oft 'in der Luft' hängen (z. B. S. 250), da er wohl schon den Versuch einer 'objektiven' Begründung für sinnlos hält.

Der 2. Teil ist der Sugerzeit 1122—1151 gewidmet. In ihm werden die Voraussetzungen für den Bau und dessen Neuerungen dargestellt sowie die Bauteile in der Abfolge ihrer Errichtung behandelt. In einem Anhang sind dann die Ausgrabungen, Kapitelle, Profile u. a. m. dokumentiert.

So wichtig das von Crosby ausgebreitete Material für zukünftige Studien ist, eine Kritik ist gerade deshalb unvermeidlich. Sie richtet sich weniger gegen Einzelheiten als gegen Crosbys Ansatz und die sich daraus ergebenden Methoden. Ausgehen möchte ich von seiner Überschätzung der Photogrammetrie; so schreibt er S. 247: "The photogrammetric, detailed representation of the vaults of the axial chapels at St.-Denis is accurate and more trustworthy for careful analysis than photographs or direct observation." Das stimmt nicht für die Photographie, die Oberflächenzustände unvergleichlich viel besser dokumentieren kann; das stimmt erst recht nicht für die Beobachtung des Archäologen. Der größte Mangel von Crosbys Buch ist das Fehlen bzw. die Fehlerhaftigkeit der Beobachtung. Er hat weder angemessene Beschreibungen des Ganzen oder einzelner Teile gegeben noch die Zustände von Mauerwerk dokumentiert, hat gar nicht erst nach Versatzfolge, Bauabschnitten, Material- oder Werkzeugwechseln geschaut. Eine Formanalyse einzelner Teile ist selten. Dadurch sind große Teile seiner Abhandlung gegenstandsfern.

In seinem Skeptizismus gegenüber dem denkenden Auge hat er gar nicht erst versucht, das Gesehene in Zusammenhänge zu bringen; daß sich z. B. die Kranzkapellen zur Mit-

telachse hin vertiefen, daß sich so die Fenster zur Mitte hin verbreitern ließen und somit auf subtile Weise die Mitte betont wurde, kommt bei ihm nicht vor. Dem entspricht die falsche Beziehung des Sugerschen 'in medio' S. 288 auf das Langhaus; Suger, der sich am Salomonischen Tempel orientierte (s. III Reg 6, 19 und 27), meinte jedoch das Sanktuarium, vielleicht die Mittelachse (s. F. Oswald: *In medio Ecclesiae* — die Deutung der literarischen Zeugnisse im Lichte archäologischer Funde, in: *Frühmittelalterliche Studien* 3, 1969, S. 313—26). Daß die einander gegenüberliegenden Kapellen in meist recht genauer Symmetrie verziert sind, findet sich bei Crosby nicht, ebensowenig, daß die Kapitelle der Krypta, soweit sie erhalten sind, zur Scheitelpelle hin reicher werden, damit aber eines der Argumente, die für einen zusammenhängenden Entwurf von Krypta und Sanktuarium sprechen — s. a. v. Winterfeld und Kimpel/Suckale, S. 76 ff.

Das hat noch andere Auswirkungen: Da die Denkarbeit am Objekt skeptisch zurückgenommen wird, er aber auf Deutung nicht verzichten kann noch will, greift er zu Thesen und Denkmodellen, die nicht aus dem Gegenstand entwickelt sind. So wird für ihn die Unterschiedlichkeit von Krypta und Sanktuarium zu einem Wesensunterschied zwischen 'romanisch' und 'gotisch' (S. 250 ff. und 370 f.), als wären diese beiden Stilbegriffe feste Größen; verantwortlich für sie macht er zwei verschiedene Meister, ohne genauer zu begründen, nach welchen Kriterien man in dieser Zeit Architektenoüvres bestimmen bzw. trennen kann; zugleich wird behauptet, der 'Erfinder des gotischen Stils' habe schon in der Equipe des Westbaus gearbeitet, nur weil einzelne Profile übereinstimmen. Das aber genügt nicht: Profilschablonen waren übertragbar, Motive konnten übernommen werden.

Auf der einen Seite werden geläufige Dinge, z. B. die bewußte Variation der Basen zwischen Umgangs- und Kapellensäulen, zum Problem erklärt (S. 255), auf der anderen Seite bietet er eine abgehobene ästhetische Würdigung, die auf 'structure' und 'massing' insistiert und dabei wirklichkeitsfernere Begriffe einführt wie die fatalerweise übernommene Jantzensche 'Diaphanie'. Die Untersuchung der Kapitelle von Saint-Denis auf eine ihnen möglicherweise innewohnende Systematik hin fehlt ebenso wie ein motivgeschichtlicher Vergleich mit Stücken derselben Zeit bzw. aus vorangehenden Epochen. Dadurch übersieht er die in Sugers Texten benannte Ausrichtung an der Antike: Er beschreibt lang und breit eine ihm merkwürdig erscheinende Basis, ohne zu sagen, daß es sich um eine antike Form, die ephesische Basis, handelt, die vor allem gemeinsam mit der aufwendigsten der Säulenordnungen, der kompositen, auftritt. Typengeschichtliche Untersuchungen wären auch für die Deckplatten, Rippen und dergleichen sinnvoll gewesen — die 'archéologie' à la Lefèvre-Pontalis ist nicht in allem überholt!

Bedenklich sind alle Teile, in denen er allgemeingültige oder theoretische Aussagen anstrebt: Obwohl er den Thesen Otto v. Simons mißtrauisch gegenübersteht, den er bislang rezensiert hat (*Art Bull.* 42, 1960, S. 149—60, 316—21), übernimmt er einige Grundideen, ohne doch so differenziert vorzugehen wie ihr Urheber: So wird für ihn der 'new sense of order' zum Schlüsselbegriff des Neuen in der Gotik; daß man damit die Zisterzienser zu den eigentlichen Erfindern der 'Gotik' ernennt, geht ihm nicht auf. Die Interpretation der Westfassadensymbolik ('porta coeli' und Trinität) ist zu simpel und geht weder auf die komplexe Theologie der Sugerschen Texte und Inschriften ein noch auf die jüngere bedeutungsgeschichtliche Literatur, wie etwa die Arbeiten von Bru-

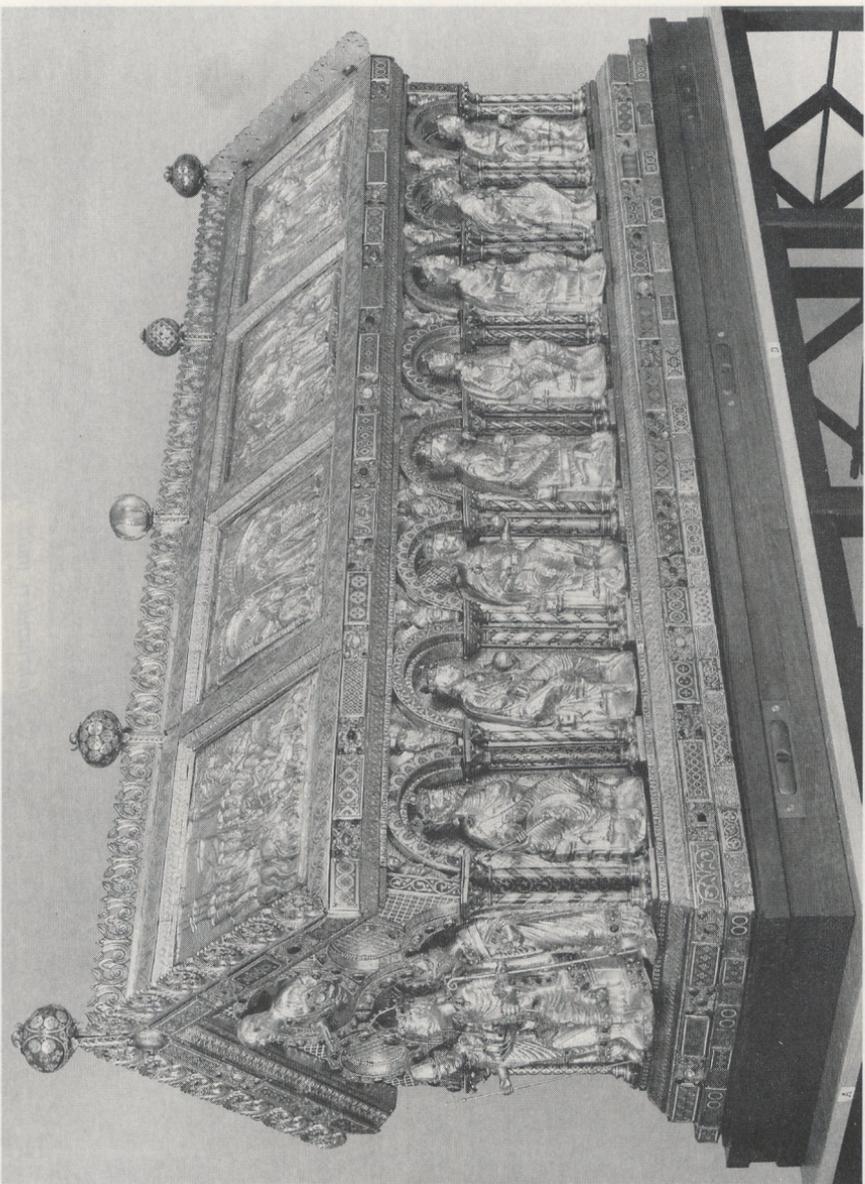


Abb. 1 Karlsschrein, vollendet 1215. Aachen, Dom (Foto Ann Münchow, Copyright Domkapitel Aachen)

... des Grundrisses der Michaelskapelle (siehe die Vorlage S. 17 unten) — 4 Grundriß der Oberlagerschleuse

inches hin vertiefen, daß sich so die Fenster zur Mitte hin verbreitern ließen und somit auf stillicke Weise die Mitte betont wurde, kommt bei ihm nicht vor. Dem entspricht die

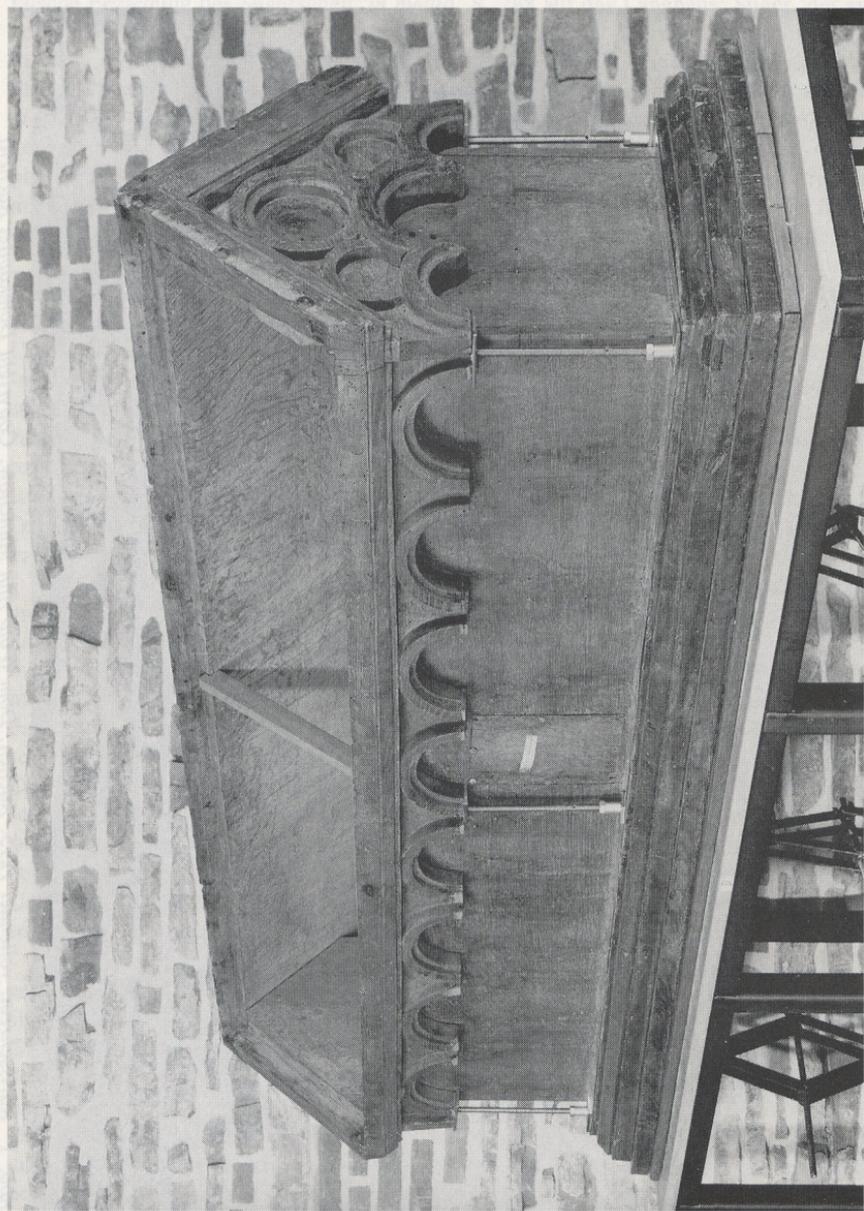


Abb. 2 Holzkern des Karlsruhrens, spätes 12. Jahrhundert (nach 1182) (Foto Ann Münchow, Copyright Domkapitel Aachen)

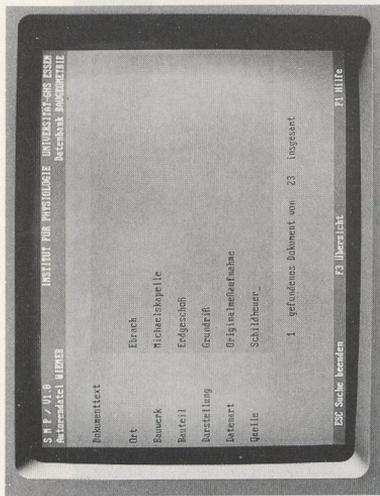


Abb. 3a

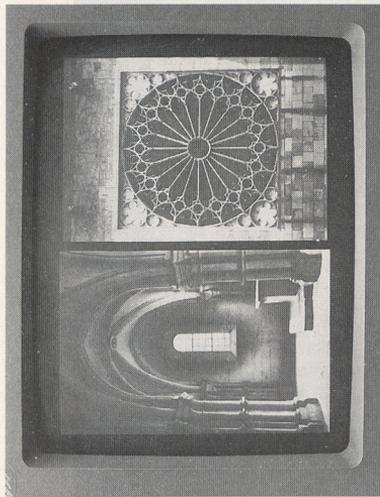


Abb. 3b

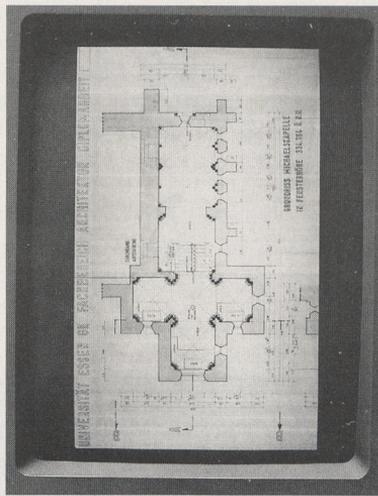


Abb. 3c

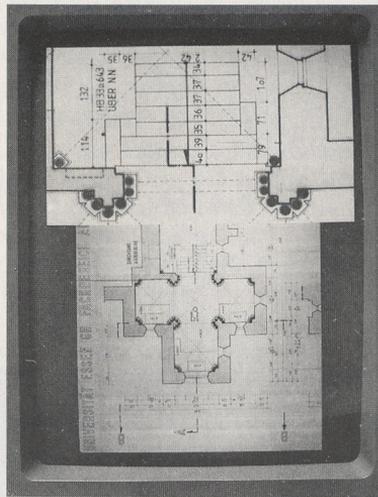


Abb. 3d

Abb. 3 Beitrag Wiener: a) Schirmbild einer Dialogseite der Datenbank mit Stichworteingabe zur Bildsuche. — b) Schirmbild gespeicherter Fotos (Michaelskapelle und Westrose der Abteikirche Ebrach). — c) Schirmbild des gespeicherten Originalplans des Grundrisses der Michaelskapelle (Größe der Vorlage 81 x 47 cm). — d) Grundriß mit überlagerter Ausschnittsvergrößerung

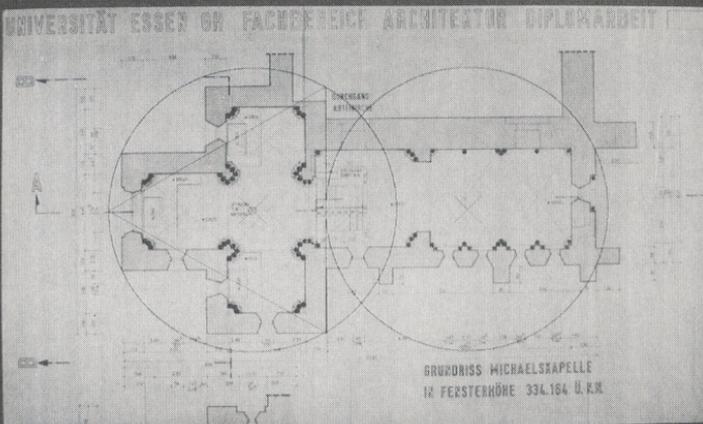
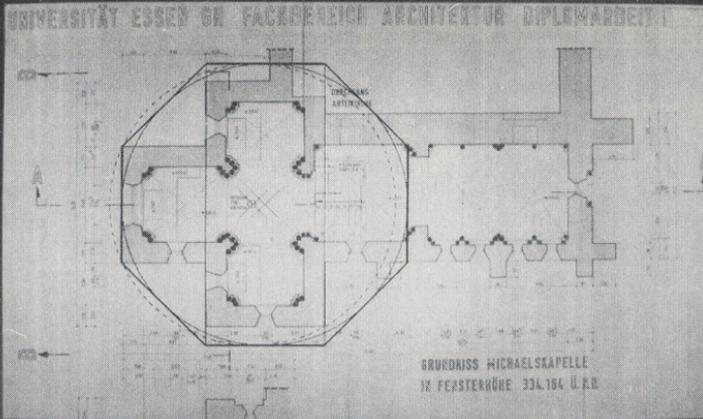


Abb. 4 Beitrag Wiemer: a) Grundriß mit überlagerter graphischer Darstellung der (rechnerisch ermittelten) Achteck-Konstruktion der Ostteile der Kapelle. — b) Grundriß mit überlagerter Darstellung der (rechnerisch ermittelten) Dreieck-Konstruktion von Chor/Querschiff sowie des zusätzlichen Umfassungskreises des Langhauses

no Reudenbach (Säule und Apostel, Überlegungen zum Verhältnis von Architektur und architekturexegetischer Literatur im Mittelalter, in: *Frühmittelalterliche Studien* 14, 1980, 310 ff. und ders.: *Das Taufbecken des Reiner von Huy in Lüttich*, Wiesbaden 1984). Ärgerlich ist die fahrlässig begründete Benutzung der Triangulation zur Rekonstruktion der Entwurfsvorgänge dieser Architektur; die Kritik am bisherigen kunsthistorischen Gebrauch dieser Ideen ist ihm entgangen (so vor allem Konrad Hecht: *Maß und Zahl in der gotischen Baukunst*, zuletzt Hildesheim 1979).

Nun könnte man mit Recht bemerken, daß diese Abschnitte oder Aussagen nicht das Wesentliche von Crosbys Buch ausmachen. Doch kann es ihm auch passieren, daß auf S. 236 ein falscher Plan verwendet wird, daß Steinoberflächen falsch beurteilt (S. 373 bzw. die Kryptenkapitelle), daß Überarbeitungen des Sugerbaus im 13. Jh. nicht erkannt werden (S. 429 K. 107 a; s. a. van der Meulen [wie unten], S. 73 f.). Vor allem läßt er sich auch zu bauhistorischen Thesen hinreißen, die kaum begründet sind: Zu erwähnen ist die rechteckige Rekonstruktion der jetzt runden Westfassadenzinnen (S. 163, 174 f. etc.), entgegen den Anhaltspunkten im Bau und den alten Abbildungen; schon die Zinnen des Südturmes sprechen dafür, daß die der Fassade rund waren.

Ebensowenig leuchtet mir ein, warum Saint-Denis keine Emporen gehabt haben darf (S. 260 ff.). Suger schreibt von der drangvollen Enge bei den großen Pilgerfahrten als Hauptbegründung für den Neubau. Das Weglassen der Emporen wäre gegen alle funktionalen Forderungen gewesen; alle der Wallfahrt dienenden Kirchen der Ile-de-France haben Emporen, so u. a. auch die (zerstörte) Benediktinerinnenabtei Notre-Dame in Soissons, die Kathedralen in Laon oder Noyon, nicht aber z. B. Saint-Martin-des-Champs oder Saint-Germain-des-Prés. Crosbys Begründung, die Struktur des Erdgeschosses sei für eine Empore zu leicht ausgelegt, fußt nicht auf statischer Berechnung. Auch müssen die Emporen nicht gewölbt gewesen sein und konnten doch genutzt werden; die Saint-Denis gehörende Kirche von Gonesse belegt das. Crosby übersieht die vermauerten Öffnungen im Eingangspfeiler der westlichsten Umgangskapellen, die m. E. Türen von ehemaligen Aufgängen sind; es geht gegen alle Baugewohnheiten, die Obergeschosse eines so großen Baus nur über zwei Treppentürme in der Westfassade zu erschließen, wie dies Crosbys Plan zeigt. Allerdings sind die Öffnungen kleiner als die entsprechenden Aufgänge in Noyon, was immerhin ein Argument gegen häufige Nutzung der Emporen ist; auch dürfte es dort, anders als in Noyon, keine Altäre gegeben haben.

Ebenso unbefriedigend ist Crosbys These, Saint-Denis habe keine Strebebögen gehabt; zumindest kann es niemals so ausgesehen haben, wie es die Zeichnung auf S. 264 zeigt — der Bau wäre zusammengestürzt. Crosby stützt sich auf jüngere amerikanische Literatur, ohne Hinweis darauf, daß u. a. J. Henriët (m. E. zu Recht) zu entgegengesetzten Thesen gelangt ist (s. o. und: *Recherches sur les premiers arcs-boutants, un jalon: Saint-Martin d'Etampes*, in: *Bull. Mon.* 136, 1978, S. 309 ff.).

Letztlich ist das Buch weder eine Baumonographie noch eine Baugeschichte; und der architekturgeschichtliche Beweis, daß die Gotik mit Saint-Denis beginne, steht weiterhin aus. Über deren Anfänge kann m. E. nur im Blick auf alle Bauten dieser Zeit gehandelt werden. Ein Satz wie: Suger „introduced the gothic style“ (S. 105) ist nicht zu halten;

er bezeugt nur, daß auch strenge 'Wissenschaftlichkeit' nicht vor einer — letztlich ideologischen — Voreingenommenheit schützt.

Das erste, was über das Symposium zu Saint-Denis im Jahre 1981 zu sagen ist: Eine derartige Veranstaltung wäre so in Europa kaum möglich. Zu rühmen ist die fächerübergreifende Auswahl der Teilnehmer und Themen. Ich vermisse nur Untersuchungen der technischen und organisatorischen Innovationen, die Suger in seinen Texten mehrfach anspricht; hierfür wären Historiker aus der Nachfolge von Marc Bloch oder Lynn White zu finden gewesen. Auch eine Behandlung von Sugers Stellung zur gregorianischen Reform fehlt.

Von den Referaten des Symposiums ist eines nicht in dem Sammelband gedruckt: Stephen Gardner: Two Campaigns in Suger's Western Block at Saint-Denis, in: *Art Bull.* 66, 1984, 574 ff. Das ist zu bedauern, da es zu den wichtigsten Beiträgen gehört. Gardner hat versucht, was ich bei Crosby vermisse: durch ein genaues Studium des Mauerwerks, der Beschaffenheit seiner Steine, der Versatzfolge und erst dann des Formvergleichs und der allgemeineren Analyse zu einer Bestimmung der Bauabschnitte (und Meisteranteile) zu kommen. Gardner gelingt nachzuweisen, was bisher niemand gesehen hat, daß es eine auffällige Bauunterbrechung mit anschließendem Planwechsel gibt, was schon durch Aussagen Sugers nahegelegt war. Man wird ihm auch zustimmen, daß der 2. Bauabschnitt der Krypta und dem Sanktuarium verwandter ist, als angenommen wurde. Zu Recht kritisiert er Crosbys Unterscheidung eines Krypten- und eines Sanktuariumsmeisters (wie übrigens auch W. W. Clark in seinem Beitrag). Allgemein sollte man vorsichtiger werden, Abweichungen an einem Bau zu schnell durch Architektenwechsel zu erklären. Es würde z. B. zu absurden Folgerungen führen, jede Unregelmäßigkeit der Choranlage von Saint-Martin-des-Champs in Paris als Planwechsel und damit als Eingreifen eines neuen Baumeisters zu deuten.

Auch William W. Clark geht in einigen Ansätzen über Crosby hinaus. Er betont die Spiegelsymmetrie und damit die Achsbetonung im Sanktuarium, ohne doch Sugers Intention, vor allem die Bedeutungsaufladung der Mitte, zu nennen. Er geht in einer feinfühligsten Analyse der Ornamentik auf die absichtsvolle Antikenrezeption Sugers ein, erkennt aber nicht, welche Gründe am Werk waren, Marmorsäulen aus Rom für den Neubau holen zu wollen; schon der auffällige Sitz der merowingischen Marmorkapitelle am Eingang des Kryptenumgangs hätte stutzig machen müssen: Es ging nicht nur um eine allgemeine Antikenrezeption oder die Angleichung an die karolingische Säulenbasilika, sondern den bewußten Anschluß an Rom. Noch ist nicht hinreichend erklärt, warum Suger am Ende darauf verzichtete; der von ihm genannte Grund, man habe bei Pontoise einen Steinbruch mit besonders festem Kalkstein gefunden, scheint mir vorgeschoben zu sein. Insgesamt enthält Clarks Aufsatz viele neue Beobachtungen. Widersprüchlich sind seine Aussagen zur Verwendung der Geometrie in der Planung: Einerseits wird sie behauptet, im selben Moment aber zugegeben, daß kein geometrisches Entwurfssystem erkennbar ist (S. 111 und 113). In anderen Dingen folgt er Crosby, so im Lobpreis der Photogrammetrie, der er sogar zuschreibt, sie erlaube Einsicht in die Planungsvorgänge.

Jean Bony arbeitet die Vielfalt der Vorbilder für Sugers Neubau heraus, Anglonormannisches für die Kapellenkränze und die Überhöhung des Sanktuariums, Vorbildli-

ches auch in der Ile-de-France. Er untersucht die Antikenrezeption in Saint-Denis und das Verhältnis zur zeitgenössischen Symboltheorie. Von den anderen kunsthistorischen Studien ist besonders ergiebig der Beitrag von Harvey Stahl über die Buchmalerei von Saint-Denis, auch der Léon Pressouyres über den Kreuzgang von Saint-Denis, der s. E. kaum aus der Zeit Sugers stammen dürfte. Paula L. Gersons Versuch über Suger als Programmgestalter wird nicht in allen Punkten überzeugen, ist aber ein wichtiger Denkanstoß. Das gilt noch mehr für die Arbeit von Pamela Z. Blum, die schon darin weit über alle bisherigen Studien zu Saint-Denis herausragt, daß sie die Geschichte der Restaurierungen und den Erhaltungszustand im einzelnen dokumentiert. Philippe Verdier hat einige wichtige Emendationen und Neulesungen von Sugers Text vorgenommen.

Die übrigen kunsthistorischen Studien scheinen mir nicht denselben Ertrag zu bringen wie die meisten der Arbeiten aus den Nachbarfächern: John F. Benton bringt Neues zu Sugers Herkunft und Familie; Giles Constable zu Suger als Abt; Eric Bournazel zu Sugers Bindungen an die Kapetinger und seine Rolle als Arrangeur der historischen 'Fakten' wie als 'Hausideologe'; Michel Bur zu den Machtverhältnissen; Brigitte Rezak zur Staatssymbolik der Herrschaftssiegel und Gabrielle Spiegel zu den Erzählstrukturen und Intentionen von Sugers Historiographie.

Besonders hervorhebenswert ist der Artikel von Niels Rasmussen über die Liturgie in Saint-Denis, der zwar nur ein Vorbericht ist, aber schon mit dem Wenigen, was er zu berichten weiß, fragen läßt, wie man diese wichtige Thematik je übersehen konnte. In diesem Zusammenhang ist auch auf eine Diss. von Ann E. Walters hinzuweisen (*Music and Liturgy at the Abbey of St. -Denis, 567—1567: A Survey of the Primary Sources*, Yale Univ. 1984).

Noch wichtiger erscheint mir Grover A. Zinn Jr.: Suger, Theology and the Pseudo-Dionysian Tradition (S. 33 ff.). Daraus ist zu lernen, daß die Traktate des Pseudo-Dionys keineswegs nur in Saint-Denis gelesen wurden, sondern auch von Hugo von Saint-Victor und anderen älteren wie zeitgenössischen Autoren. Nun wäre das noch kein Argument gegen v. Simson (s. dessen Artikel in der FAZ vom 27. 1. 88), der ja schon auf Hugo hinwies; damit verbliebe man im Pariser Milieu, das ja auch die Voraussetzungen für die gotische Bauweise schuf. Bemerkenswert ist vielmehr, wie Zinn eher nebenbei andeutet, daß wir eine breite Rezeption dieser Theorien etwa im damaligen Deutschland nachweisen können, so bei Honorius Augustodunensis oder Hildegard von Bingen, ohne daß dies zu einer gotischen Bauweise geführt hätte. Wichtig ist außerdem Zinns Feststellung, daß viele Bestandteile von Sugers Theorie, die in der Literatur auf den griechischen Kirchenvater zurückgeführt werden, andere Quellen haben; so stammt die dem Abt so liebe Theorie des anagogischen Weges und letztlich auch die entsprechende Ästhetik der Verweisung auf das Überirdische durch die materielle, ästhetische Erfahrung von den Viktorinern.

Die Lichtmystik, die Sugers Texte prägt, weist keineswegs ausschließlich auf Pseudo-Dionys, sondern ist ein alter und dauerhafter Bestandteil des Christentums, der seit dem 11. Jh. an vielen Orten in neuer Intensität gepflegt wurde, so daß die enge Kausalverknüpfung (im Sinne v. Simsons) zwischen pseudodionysischer Theorie und Herausbildung der Gotik unstatthaft erscheint. Um es in einer möglichst komplexen Formel zu fassen: Suger ist unzweifelhaft vom Denken des Pseudo-Dionysius geprägt; aber weder

ist das der eigentliche, ja einzige Grund für die Neue Baukunst, noch ist Suger ihr Erfinder, noch Saint-Denis der einzigartige 'Schöpfungsbau' des Stils, bei aller Vorbildlichkeit, die das neue Sanktuarium hatte. Es wäre unrichtig, Sens und Saint-Germer-de-Fly, Noyon und Saint-Germain-des-Prés wie auch die anderen Bauten der ersten Zeit in diesem die ganze Ile-de-France ergreifenden Schöpfungsprozeß zu übergehen.

Der Aufsatz von Zinn ist zu ergänzen durch die Arbeiten von Werner Beierwaltes, zuletzt die von ihm herausgegebenen Kolloquiumsakten: *Eriugena Redivivus. Zur Wirkungsgeschichte seines Denkens im Mittelalter und im Übergang zur Neuzeit*, Heidelberg 1987.

Das Buch von Caroline Bruzelius ist kein Erstlingswerk, aber auch keine über Jahrzehnte vorbereitete Monographie. Am ehesten wird man es eine Studie nennen können. Sie wurde angeregt von Sumner McK. Crosby und folgt in mancher Hinsicht seinen Ideen, weniger Robert Branner, der ja den jüngeren Neubau von Saint-Denis als erster architekturhistorisch richtig eingeordnet hatte.

Nach einer Einleitung, die die Voraussetzungen und Entstehungsbedingungen der neuen Kirche behandelt, wendet sich der 2. Abschnitt der Restaurationsgeschichte zu. Er ist zu knapp. Es wäre notwendig gewesen, nicht allein die Akten zu studieren, sondern am Bau selbst die Eingriffe aufzuzeigen. Der 3. Teil ist eine Art Beschreibung des Raums in Grund- und Aufriß, in Ansätzen auch bereits eine Analyse der Architektur. Der eigentlichen Baugeschichte gewidmet ist das 4. Kapitel. Die Autorin vermag überzeugend die Abfolge der Bauarbeiten von NW um das Sanktuarium herum sowie die Hauptbauabschnitte festzulegen. Entgegen älteren Anschauungen, zuletzt von Branner vorgetragen, kann sie nachweisen, daß das Sugersche Sanktuarium nicht unabhängig vom Neubau erneuert wurde und nicht durch einen anderen Architekten; die Unterschiede der Sanktuariumssäulen zu den übrigen Teilen lassen sich am besten aus ihrer rück-sichtsvollen Angleichung an alte Formen erklären, die einer Restaurierung nahekommt. Das 5. Kapitel befaßt sich mit den Quellen, das 6. mit der stilgeschichtlichen Einordnung. In zwei Exkursen des Anhangs beschäftigt sie sich mit dem Verhältnis zum Kathedralbau in Troyes und mit dem problematischen Anteil des Pierre de Montreuil.

Das Buch ist in einer mustergültig klaren und lesbaren Ausdrucksweise geschrieben. Und doch sind auch Bedenken vorzubringen: auf die zu wenig genaue Erfassung der Restaurationen hat schon Peter Kurmann verwiesen (*Bull. Mon.* 146, 1988, 371 ff.), ebenso auf die Nicht-Nachvollziehbarkeit einzelner von ihr behaupteter Abschnittsfugen. Es wäre nicht fair, jeden kleinen Fehler anzukreiden oder jede andere Einschätzung zu diskutieren. Nicht auszulassen aber ist eine prinzipielle Schwäche ihrer Art von Baugeschichte. Sie wird z. B. an der Isometrie auf S. 116 sichtbar. Dort werden Hochschiffwände mit bereits montierten Strebebögen gezeigt, aber ohne Widerlager. Dies ist gegen alle Baulongik und alle Statik; die Langhausnordwand müßte so, wie sie gezeigt ist, einstürzen. Kenntnis der konstruktiven (und praktischen) Erfordernisse des Bauens ist unerläßlich für jede Baugeschichte. Dies wird auch an dem fast vollständigen Fehlen von Überlegungen deutlich, wie kultische Forderungen die Bauabfolge determiniert haben, was die Mönche für vordringlich erachteten, wo provisorische Mauern und Zwischendecken eingezogen worden sein könnten.

So erscheint es mir (entgegen C. Bruzelius) sicher zu sein, daß es eine Notwendigkeit für den Neubau gab: Der Bau Sugers war einsturzbedroht; allerdings ging man aus anderen Gründen erheblich über eine 'Reparatur' hinaus, wie ich andernorts zu begründen versucht habe (s. o., S. 384 ff.). Mir war damals jedoch noch nicht bekannt, warum C. Bruzelius die statische Gefährdung des Sugerschen Baus leugnet (darin Crosby folgend). Deshalb in Kürze noch einige Argumente: Aus der Wiederverwendung der alten Deckplatten läßt sich keineswegs schließen, daß die alten Säulen so dick waren wie die des 13. Jh.; die erhaltenen alten Zwischensäulen zeigen, daß die Schaftdicke im Verhältnis zur Ausladung der Kapitelle und Deckplatten schmäler war als die der Säulen des 13. Jh. Das ergibt sich auch aus den erhaltenen Plinthen (dazu Wulf s. o.). Der Verzicht auf die monolithen und entgegen der Bettung aufgestellten Schäfte und ihre Ersetzung durch eine Folge von Trommeln ist ebenso als statische Verstärkung zu deuten wie das zusätzliche Dreierdienstbündel; dieses verwendete man ja auch bei den Reparaturarbeiten in Mantes. Die Verstärkung der Säulen in der Krypta ist nicht dadurch bedingt, daß der Neubau wesentlich lastender war; warum hat man dann die Kryptensäulen des Polygons so belassen? Gerade bei den Vorchorjochen hatte der kühne Baumeister Sugers den Bogen überspannt; genau an derselben Stelle kam es ja auch in der Kathedrale von Noyon zu statischen Problemen. Außerdem: Warum ist der von Abt Odo selbst angeführte Grund des drohenden Einsturzes überhaupt zu leugnen?

Ein anderer Punkt: An den Oberteilen von Saint-Denis fällt auf, daß sich die Triforien der drei östlichen Joche der Südseite im Steinschnitt deutlich von den vorangehenden (desgleichen von den jüngeren) unterscheiden und im übrigen etwas zusammengeschustert erscheinen. M. E. kann man daraus schließen, daß oberhalb dieses Triforiums, das über dem Mönchschor liegt, ein provisorisches Holzdach eingezogen war; durch die Laufgangs- und Seitenschiffsfenster kam genug Licht, so daß man mit diesem Zustand einige Jahre hinkommen konnte und doch für die liturgischen und mögliche königliche Zeremonien Raum genug hatte; der Mönchschor war sicher nicht unbenutzbar (wie sie auf S. 115 sagt). Horizontale Fugen sind schwer zu erkennen; aber sie sind immer anzunehmen — dies nicht bedacht zu haben, ist eine der Schwächen dieser Baugeschichte.

Ihre Aussagen über den königlichen Einfluß auf den Bau sind m. E. richtig: Der Neubau von Saint-Denis ist in wesentlichen Zügen vom Königshaus bestimmt. Zweifellos aber ist Branners Definition dieser Phase des Rayonnant als 'Court Style' abzulehnen, was sie klar u. a. auf S. 162 tut. Denn schon Sugers Neubau und die wichtigsten späteren Bauten müßten aus rechtlichen Gründen als Hofstil definiert werden, was jedoch Unsinn ist; denn der Begriff erhält erst einen Sinn, wenn ein Baustil exklusiv für den Hof entworfen wird, der sich von demjenigen der Zeitgenossen absetzt. Dies ist vor dem späten 13. Jh. nicht der Fall.

Eine andere Prägung Branners würde ich jedoch gerne beibehalten sehen, seine Zuschreibung des Neubaus an einen von ihm 'Saint-Denis-Meister' genannten Architekten. Bruzelius plädiert (S. 174) in ihrem Exkurs über die mögliche Rolle von Pierre de Montreuil dafür, man möge für die Gotik doch lieber eine Architekturgeschichte 'ohne Namen' treiben. Sicher kann man nicht mehr zu den naiven Zuschreibungspraktiken des 19. Jh. zurückkehren. Wir müssen den Auftraggebern (und den verordneten Bautypen und Vorbildern) viel höheres Gewicht zuschreiben als bisher. Aber ihre Feststellung,

daß ein profilierter und schon zu Lebzeiten berühmter Architekt wie Pierre de Montreuil sich soweit an den alten Entwurf hält, daß man seinen persönlichen Stil kaum erkennt, ist kein Gegenargument. Wir haben die ganze Epoche über Beispiele für ein derartiges Zurückstehen, das im 15. Jh. sogar in Bauhütten Satzungen gefordert war; s. Peter Kurmann und Dethard v. Winterfeld: Gautier de Varinfroy, ein 'Denkmalpfleger' im 13. Jh., in: *Festschr. O. v. Simson*, Berlin 1977, S. 101—159. Kann deshalb aber unser Interesse an der Architektenpersönlichkeit null und nichtig sein, wo sich doch gerade seit dem frühen 13. Jh. Namensnennungen häufen und vor allem ihr Ruhm bei Zeitgenossen 'dädalische' Ausmaße annimmt? Baumeister wie Robert de Luzarches und Pierre de Montreuil und eben der Saint-Denis-Meister haben dort, wo sie selbständig entwerfen konnten, eine so klare Handschrift, daß man zuschreiben kann — und auch sollte, wie im Falle von Branners Zuweisung der Kapelle von Saint-Germain-en-Laye an den Saint-Denis-Meister.

Neuerdings hat Michel Bouttier einen Aufsatz zum Gegenstand der Bruzeliusschen Arbeit geschrieben: *La reconstruction de l'abbatiale de Saint-Denis au XIIIe siècle*, in: *Bull. Mon.* 145, 1987, 357 ff. Sein Ausgangspunkt ist die genaue Analyse der Obergadenfenster und ihrer Entwurfsprinzipien. Ihm gelingen überzeugende und über Bruzelius hinausführende Differenzierungen der Bautappen und interessante Beobachtungen. Ausgehend von einer einzigen Frage, der nach dem System der Zuordnung der Maßwerkteile, versucht er dann aber, sämtliche Hauptbauten der Ile-de-France neu zu sortieren und auf die wenigen namentlich bekannten Architekten der Zeit zu verteilen. Seine Zuschreibung des jüngeren Fenstertyps in Saint-Denis an Pierre de Montreuil haben zuvor C. Bruzelius und unabhängig von ihr auch ich schon vorgenommen (s. o. S. 385, 392). Seine übrigen Zuweisungen aber erfolgen auf einer viel zu schmalen Argumentationsbasis, da etwa das Prinzip der systematischen Hierarchisierung des Stabwerks, das ihm als ausschließliches Zuschreibungskriterium an Pierre de Montreuil dient, erlernbar war. Es reicht nicht aus, um die Sainte-Chapelle wieder zum Werk des Pierre zu erklären, zumal Pierres Südquerhausfassade von Notre-Dame so anders aussieht. Bouttiers Favorit ist Jean de Chelles, der Baumeister der Nordquerhausfassade der Notre-Dame in Paris. Ihm schreibt er die drei östlichen Langhauskapellen der Nordseite von Notre-Dame zu, entgegen der von Dieter Kimpel sorgfältig begründeten Zuweisung an Pierre de Montreuil (*Die Querhausarme von Notre-Dame zu Paris und ihre Skulpturen*, Diss. Bonn 1971), den er zwar zitiert, aber nicht gelesen hat. Außerdem identifiziert er Jean mit dem Meister von Saint-Denis und gibt ihm dazu noch den Chorobergaden der Kathedrale von Le Mans. Wie erklären sich dann aber die Unterschiede der Querhausfassaden in Saint-Denis und Paris? Genauso fahrlässig ist sein Umgang mit den Daten und Fakten, so daß diese Arbeit letztlich ein fehlgeleiteter Versuch ist, wertvoll nur darin, daß sie auf die immer noch ungenügende Analyse des gotischen Maßwerks aufmerksam macht; über Bouttier hinaus müßte man jedoch auch die Einbindung der Fenster in die rahmende Architektur stärker berücksichtigen, ebenso Konstruktion und Steinschnitt, die jedoch auch von dem zur Verfügung stehenden Stein abhängen. Außerdem ist eine Motivanalyse im Sinne Branners keineswegs hinfällig.

Hätten die Autoren des zuletzt erschienenen Werkes über Saint-Denis, Jan van der Meulen und Andreas Speer, mit ihren Thesen recht, so wäre meine Behandlung aller

oben besprochenen Bücher überflüssig; denn nach ihrer Meinung irren sie alle, ebenso die ältere Forschung. (Von den beiden Autoren ist als gedankenführend van der Meulen anzusehen — er hat die Grundideen schon vorgetragen.)

Eigentlich sollten in einer Rezension zunächst die Forschungsergebnisse des Autors referiert werden. Daß ich anders vorgehe und zunächst die prinzipielle Stoßrichtung herauszuarbeiten versuche, ergibt sich aus dem Charakter des besprochenen Werkes. Genau genommen handelt es sich um eine Abrechnung mit der kunsthistorischen und archäologischen Mediävistik. Er wirft ihr vor, nirgends genau genug zu sein, weder in den Grabungen und ihrer Auswertung noch in der Erstellung von Bauplänen, weder in der Befundicherung noch im Studium der historischen und erst recht der liturgischen Quellen. Dem ist an sich zuzustimmen. Die Kritik geht jedoch tiefer und stellt die Grundlagen des Faches in Frage. Besonders hat er es dabei auf die Stilgeschichte abgesehen, von der er feststellt, „daß ... die Widersprüche zwischen den verschiedenen 'herrschenden Meinungen' die Methode selber derart in Frage stellt, daß auf eine eingehende Auseinandersetzung verzichtet werden kann" (S. 76); andernorts spricht er von dem „sinnlosen Geflecht stilistischer Postulate der Unterrichts-Kunstgeschichte" (S. 177). Besonders ist ihm das Ineinandergreifen stilkritischer und historischer Argumente ein Greuel: Der hermeneutische Zirkelschluß ist das Übel der Wissenschaft schlechthin, das zu einer „neue Perspektiven verunmöglichenden Kreisbewegung" geführt habe (S. 7). Entsprechend trennt er absichtsvoll seinen Teil II „Baubefund" von dem Teil III „Quellen". Bis in die Anmerkungen hinein wird mit Ermahnungen zu strenger Methodik und objektiver archäologischer Befunduntersuchung nicht geizt.

Wie steht es nun mit seiner eigenen Wissenschaft? Schon auf S. 2 wird man z. B. von dem Satz verblüfft: „Es ist bezeichnend, daß es mit Ausnahme nicht genau bestimmbarer Bauteile von Saint-Denis bis 1194 kein einziges sogenanntes frühgotisches fränkisches Bauwerk gibt, das überhaupt quellenkundig datiert ist — geschweige denn in seinen Detailformen". Armer Victor Mortet — Deine Mühen um Notre-Dame in Paris waren umsonst! Alle Stiftungs- und Weihe Nachrichten für Ferrières-en-Brie, Saint-Quiriace in Provins, Saint-Germain-des-Prés, Saint-Remi in Reims und vieles andere mehr sind also null und nichtig. Schon im Vorwort zu Polks Monographie (s. o.) hagelte es ähnliche Postulate: Demnach bezeuge jede Unregelmäßigkeit, jede Abweichung von der reinen geometrischen Form einen Planwechsel. Oder jede Säule mit Entasis sei eine Spolie. Begründungen werden nie gegeben; ich hoffe nicht, daß das die neue, objektive Wissenschaftlichkeit ist, die van der Meulen fordert.

Doch liegt dem Buch auch ein bestimmtes, nicht näher erklärtes Geschichtsbild zugrunde. Es ist nicht genau zu ersehen, ob es ihm mehr um die Aufwertung des von ihm so genannten 'Frühfränkischen' geht, d. h. der Merowingerzeit, oder die Abwertung der 'Frühgotik', deren bedeutende Bauten mehr oder weniger früheren Epochen angehören sollen. Aber die Richtung ist dieselbe: In einer Verschwörung habe die Kunstwissenschaft seit Anbeginn ein Geschichtsbild konstruiert, das die Kontinuität im Kirchenbau (und seine Determinierung durch den Kult) von der Antike an übersieht, bestimmte Epochen wie die merowingische Zeit und das 11. Jh. vernachlässigt, andere wie die der Karolinger und die Gotik überbewertet. In Wirklichkeit sei alles viel älter als bisher

angenommen. Sein besonderer Zorn gehört der These von Saint-Denis als dem Gründungsbau der Frühgotik.

Daran ist richtig, daß die Trennung der Epochen im Denken des Faches Formen angenommen hat, die die Geschichte verfälschen; die Bauherren und Baumeister der Gotik haben sich nie von dem voraufgehenden Stil so abgesetzt, wie es viele Kunsthistoriker annehmen. Auch halte ich es für wichtig, mit Bandmann und anderen die Kontinuität im Kultus und Kirchenbau stärker zu betonen. Ja, aber — für van der Meulen heißt Kontinuität, daß man auch das alte Mauerwerk so weit möglich beibehält: „Nicht nur die liturgische Bestimmung wurde stets tradiert, sondern zugleich auch ihre materielle Gestaltung als geweihtes Mauerwerk; die Raumbegrenzung durfte wohl neugestaltet, jedoch nicht versetzt werden“ (S. 63 u. a.). Das aber ist eine allgemeine Annahme, die trotz einiger auffälliger, altes Mauerwerk bewahrender Bauten (Krypten der Kathedralen von Chartres und Auxerre, die Abteien von Saint-Remi in Reims und eben Saint-Denis) keinesfalls aufrechtzuerhalten ist: unter den vielen durch Ausgrabungen erwiesenen Gegenbeispielen sei nur auf die Kathedrale von Rouen hingewiesen, deren Sanktuariumsgrundriß beibehalten, aber weit nach Osten versetzt erneuert wurde. Ähnlich etwa bei der Erneuerung der ottonischen Kathedrale von Bamberg im 13. Jh. Das geschah ja oft allein schon aus baupraktischen Gründen, wenn der Neubau nicht mit dem Abriß des alten Baus einhergehen konnte und ihn deshalb ummantelte. Die Beibehaltung von älteren Bauteilen ist bei finanziell gesicherten Großbauten als Ausnahme anzusehen; vor allem ist die Wiederverwendung soweit möglich nachzuweisen und zu erklären.

Van der Meulens Idee von 'Kontinuität' wird zum Instrument, bestimmte Typen von Grund- und Aufriß historisch zurückzuführen; letztlich werden so fast alle Erscheinungen der romanischen und 'frühgotischen' Sakralkunst in die konstantinische Ära zurückprojiziert, manche in die gallo-römische Epoche. Wie seine Grundidee mit den vielen und tiefgreifenden Wandlungen in der mittelalterlichen (Kunst-)Geschichte Europas in Einklang zu bringen ist, wird nie diskutiert.

Immerhin wäre zu fragen, ob er nicht im Einzelnen doch recht hat. Wenn Befunde vorgewiesen werden, hat die Wissenschaft zu folgen. Geradezu plakativ stellt er an den Anfang seines Buches ein „Befund“-Kapitel. Darin aber wird man enttäuscht. Das Buch enthält zwar viele (und sicher auch nützliche) Maßangaben, aber nicht eine Aufmessung einer Mauer, eine Zeichnung (oder ein Photo oder wenigstens eine Beschreibung) eines baugeschichtlich kritischen Teils. Das Buch steht mitnichten in der Tradition genauer Bauforschung, wie sie aus der klassischen Archäologie stammt und in der Mittelalterforschung durch Gelehrte wie Kubach, Haas und v. Winterfeld vertreten wird. Der gesamte Aufwand an Gelehrsamkeit täuscht nur Genauigkeit vor; in der Tat aber bemäntelt er hochspekulative Konstruktionen, ist also genau das, was er angreift: die nachträgliche Bestätigung vorgefaßter Thesen. So wird mit lockerer Hand die Behauptung aufgestellt, der Westbau sei in wesentlichen Teilen karolingisch (S. 173 ff.); von den drei Portalen seien die beiden seitlichen nachträglich eingefügt, das mittlere eine Spolie (also karolingisch? S. 160 deutet van der Meulen an, daß er die „vorerst undatierten 'romanischen' Tympana" Frankreichs für 'fränkisch' hält). An Befunden aber hat der Autor nichts anderes zu bieten als folgenden Satz: „Die Steinlagen aller drei Portale stehen nirgends im Verband mit dem Mauerwerk, die heutigen Portale ... wirken wie nachträglich hin-

eingearbeitet" (S. 175). Das ist unbewiesen, solange man nicht Störungen im Verband und andere Spuren der nachträglichen Einsetzung (oder Unterschiede in der Oberflächenbearbeitung) nachweist; genau das aber tut er nie; nach meiner Überprüfung des Baus gibt es derartige Befunde nicht.

Van der Meulen, der schon in seinen Arbeiten zu Chartres eher ein Erfinder als ein Entdecker von Baubefunden war, geht auf die Erscheinung des Mauerwerks in Saint-Denis nirgends ein; entsprechend auch so gut wie nie auf Restaurationen — Restaurierungsakten wurden nicht gelesen. Das wäre an vielen Beispielen zu erhärten. Ich will aber nur noch kurz auf seine wohl sensationellste These eingehen, wonach es gar keinen Sugerbau gibt (S. 98), da er nur eine Überarbeitung eines älteren Baus sei: Befunde oder Vergleiche werden dafür nicht angeführt — bei letzterem Punkt zieht er sich aus der Affäre, da ja 'nichts wirklich zuverlässig datiert sei'.

Ähnlich ergeht es dem Leser mit van der Meulens Quellenkritik. Da wird der Wortlaut der vor wenigen Jahren entdeckten karolingischen Baubeschreibung hin und her gezerrt, um von dem Satz herunterzukommen, daß der Kirchenbau von Pippins Söhnen auf Geheiß des Vaters erneuert wurde; nach van der Meulen hat man nur der von König Dagoberth errichteten Kirche einen Westbau angefügt. Sugers spätes und von der Konsekrationslegende beeinflusstes Zeugnis ist für ihn zuverlässiger als eine zeitgenössische Quelle. Von der Formulierung in der Weiheurkunde von 775, die *expressis verbis* von der Weihe des neuen Kirchenbaus (*a novo aedificavimus opere*) spricht, nimmt er entweder keine Kenntnis oder versucht, mit phantasievollen Konstruktionen, etwa zur Aussage von Weihnotizen, davon herunterzukommen (S. 145). Werner Jacobsen wird als Gewährsmann zitiert; wenn man Jacobsens Text in der *Kunstchronik* 36, 1983, S. 301—308 liest, meint man, nicht denselben Autor vor sich zu haben; von ihm wird ja gerade der karolingische Charakter des Kirchenneubaus herausgearbeitet.

S. 201 ff. behandelt er den durch Guibert von Nogent bezeugten, von König Wilhelm dem Eroberer gestifteten Turm, der vor seiner Vollendung einstürzte. Anstelle den Bericht zu nehmen, wie er ist, wird er in vielen komplizierten und hochgelehrten Wendungen auf einen angeblichen Zentralbau östlich der 'merowingischen' Kirche bezogen, der in wesentlichen Teilen noch stehe; das sog. Sugersche Sanktuarium ist nach des Autors Meinung in großen Teilen seiner Außenmauern der 'Turm' des anglonormannischen Königs, also vor dessen Tod 1087 entstanden. Dabei sagt der Text dem unbefangenen Leser, daß der Turm eingestürzt ist und daß er dabei *'nullam ecclesiae partem dum rueret laesit'*; van der Meulen bleibt da nur die Konstruktion, die einstürzende *'turris-Apsis'* einfach nicht als Teil der Kirche zu definieren. Entgegen allen historischen Erfahrungen und Quellen ist auch seine Schlußfolgerung, erst Suger habe gut 50 Jahre nach dem Einsturz dessen Folgen beseitigt (S. 282). Dabei ist doch wohl die plausibelste Lösung, daß die für 1088 bezugte Neuweihe den Abschluß der Aufräumungs- und Erneuerungsarbeiten meint.

Trotz seines tiefen Widerwillens betreibt der Autor auch Stilkritik, und zwar um z. B. nachzuweisen, daß die aus Trommeln geschichteten Säulen und ihre Kapitelle, die das Sanktuarium seit dem Umbau der Jahre nach 1232 umgeben, in Wirklichkeit aus der Zeit Sugers stammten (S. 106 ff. und 284). (Die Umgangssäulen und -dienste hält van der Meulen samt ihren Kapitellen für Spolien aus der 'fränkischen' Zeit.) Der Autor macht

aber genau das nicht, was man bei korrekter stilkritischer Arbeit erwarten würde, nämlich einen möglichst unvoreingenommenen Vergleich auf breiter Basis. Zwar sind sich die meisten Kunsthistoriker mit ihren Kapitelldatierungen viel zu sicher (s. Kimpel/Suckale, z. B. S. 381 f.). Würden wir aber van der Meulen zu folgen haben, so wären die meisten der bisher ins 12. Jh. datierten Kapitelle Spolien; die meisten bisher ins frühe 13. Jh. gesetzten Bauten aber hätten Kapitelle aus der Sugerzeit usw. Die wenigen von van der Meulen vorgenommenen Stilvergleiche sind im übrigen eher optische Widerlegungen seiner Thesen.

So geht es Seite um Seite. Keine seiner Hauptthesen konnte mich halbwegs überzeugen, wobei ich es Archäologen überlassen muß, zu den entsprechenden Abschnitten begründet Stellung zu beziehen. Was bleibt von dem Buch dann überhaupt noch Positives? M. E. fast nichts; vielleicht einige kritische Anmerkungen zur Edition und Übersetzung von Panofsky; interessante Mitteilungen zur älteren Kultgeschichte; der vielleicht brauchbarste Ansatz zur Erklärung der Geometrie des Sanktuariums; auch mit der Datierung der Porte de Valois in die Zeit Sugers wird man sich zu beschäftigen haben (S. 105, 285).

Insgesamt ist das mit großem gelehrten Aufwand gearbeitete Werk ein monumentales Beispiel für Voreingenommenheit. Die Rechthaberei des Autors hat kohlaassche Züge: Wenn eine Datierung oder eine Meinung die Mehrheit der Gelehrten für sich hat, ist sie für ihn automatisch falsch. Wie oben schon angedeutet, dürfen wir noch einiges 'erwarten': Die 'überschätzte' Romanik der Normandie soll als Derivat der 'fränkischen' Kunst nachgewiesen werden (S. 230); in den Kathedralen von Senlis, Paris und Noyon wird sich noch viel 'älteres' Mauerwerk finden (S. 67). Warum nicht auch bei den Kathedralen von Sens oder Laon? Gerade bei letzterem Bau 'beweist' 'objektive' Quellenlektüre einen Neubau des frühen 12. Jh.

Jules Quicherat hatte in einem bahnbrechenden Aufsatz in der *Bibliothèque de l'Ecole des Chartes* (35, 1874, S. 249—254) begründet, wenn auch mit Hilfe eines neu gefundenen Textes, warum man nicht ausschließlich 'den Texten' vertrauen darf; es war eine Sternstunde für die wissenschaftliche Begründung der Stilkritik. Ein Buch wie das von Jan van der Meulen ist nur möglich, weil man heutzutage Stilkritik, ohne viel Widerspruch zu bekommen, abtun kann (so ja auch Crosby). Statt diese für die Bauforschung komplementäre und überhaupt unersetzliche Methode verächtlich zu machen, sollte man sie absichern und verfeinern, wenn möglich historisch-kritisch neu begründen. Eine Hermeneutik nur auf der Basis von historischen Nachrichten bietet keine ausreichende Handhabe gegen willkürliche, sich 'historisch' nennende Konstrukte.

Robert Suckale